

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 60

Freitag, den 22. August

1919

Der rote Kerfien.

Von Richard Schönbauer.

9. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Der Graf hatte seinen Gang durch das Zimmer wieder aufgenommen. Jetzt trat er zum Tische, und es schien, als hätte er seine Kiste wieder gefunden.

„Liebe Hermance, du hast in dich weiblischen Empfinden die Rolle eines Verteidigers übernommen. Nur schade, daß ich den Vorfall, den du mir machst, nicht annehmen kann. Die einzige Folge würde sein, daß auch meine Ehre in die Brüche gehen würde, denn — so schmeichele ich es auch für mich sein mag — du überhörst meinen Einfluß ganz gewaltig. Und an dem tatsächlichen Vorgange ist leider nichts zu ändern. Er hat eine Ehrlosigkeit begangen, für die es nach unseren Begriffen nur eine Sühne gibt. Er hat sich auch dieser Verpfändung feige entzogen, und nun fragt es sich, was mit ihm zu geschehen hat.“

„Also hat herausgelagt, du hättest es als dem einzigen richtigen Ausweg angesehen, wenn er nach diesem angeblichen Vergeben sich selbst getötet hätte?“

„Wenn du mich so herausforderst: ja!“

Die junge Frau preßte die Hände gegen die Brust und sah sich hilflos um.

„Habe-Heinrich, du sprichst du von deinem Weber? Und du, Mutter, schickst dabei und findet kein Wort des Tadels oder Mißbilligung? Ja, mein Gott, er ist doch dein Sohn, und es geht doch wieder die Natur, daß du nicht zuerst meine Stimme erhebst und sagst: Wir wollen ihn nicht verurteilen auf das hin, was fremde Menschen über ihn berichten, sondern ihn selbst erst hören?“

Die alte Dame hob mit einer müden Bewegung die Hand.

„Mein Kind, was weißt du davon, was hier in diesem Berge vorgegangen ist, ehe es kalt und gefühllos geworden ist, wenn der Name Kabe-Christoph vor ihm genannt wird? Soviel weiß ich um ihn durchgesehen. So viel möchte ich ihm in inbrünstigem Gebete mit meinem Herrgott erlangen, er solle mich erleuchten und meine Hand stark machen, um die bösen Triebe, die der Knabe als Gehilf auf die Welt gebracht haben, auszulöschen, aber all mein Flehen war nutzlos. Die Hand Gottes ruhte immer auf diesem Haupte, und noch bin mir nicht am Ende der Prüfungen!“

„Ja, Mutter, um Jesu Barmherzigkeit wissen, daß ich doch keine Antwort. Ich habe auch doch gebeten, ihn erst zu hören, ehe ich ihn so hart verurteile!“

Der Graf sah nach der Uhr und machte eine ungeduldige Bewegung.

„Liebe Hermance, ich habe nur noch wenige Minuten. Also ganz kurz denn! Du triffst vollkommen, wenn du glaubst, eine nähere Untersuchung könnte hier etwas nützen. Ich bin unten im Reich denn wirklich in diesen Fragen nicht so sicher wie wir, bei uns gibt es so was nicht wie mildere Umstände. Der Schild ist entweder blank, oder hat einen Fleck. Auf die Größe kommt es nicht an! Und mein Urteil kann nicht anders ausfallen als das der berühmten Instanz. Diese Instanz ist das Offizierskorps meines Regiments, und wie oft gelprochen. In denkwürdiger und nicht misszuverstehender Weise. Ich handelte es sich für uns um folgenden: Was hat mit Kabe-Christoph zu geschehen? Sollen wir es ihm nachsehen, daß mit unserer Unterstützung irgendwo im Auslande eine neue Expedition zu suchen — unter einem fremden Namen natürlich — oder sollen wir sofort den scharfen Schnitt vollziehen, der ihn für alle Zeiten von uns und diesem Hause scheidet?“

Die junge Frau hatte ihre Selbstberichtigung wiedergefunden. Wie hätte sie auch nur einen Augenblick lang hoffen können, diesen Menschen, da mit Heftigen Worten aus dem zu rühren! Wie freuten sich ja, daß den armen Kerfien das Verhängnis erreicht hätte, nur die eine Verstecke es hinter ihrer gottgegebenen Frömmigkeit, und der andere verhängnis sie hinter seinem farrnen Ehrgeiz. Da beschloß sie, ihnen dieses Bewußtsein heimzusuchen, mit Spott und Spott, die um so tiefer trafen, je harmloser sie sich gaben.

„Es tut mir leid, lieber Heinz, daß du so wenig Zeit hast. Ich hätte sonst gern, neben dem was ich dir sagen will, den gegen die Angehörigen meines Geschlechtes erheben, nämlich sie hätten lauzere Ehrgeiz. Darüber können wir uns nach deiner Rücksicht unterhalten, für jetzt nur so viel: Unsere Ehre, da unten im Reich“ ist genau so gut wie eure hier, nur ein wenig mensch-

licher! Aber nun zu Kabe-Christoph! Also worin würde der scharfe Schnitt bestehen, von dem du eben sprachst?“

„Nun, ich würde unter anderem an den Oberst von Lüttich schreiben, daß ich nach diesem Vorfall mit Kabe-Christoph jeglichen Verkehr abgebrochen hätte.“

„Und würde diese Schreiben — verzeih die Frage, aber ich bin in allen diesen Dingen nun einer betrüblichen Unwissenheit — ja also, wäre diese Erklärung für Kabe-Christoph von irgendwelchen vermögensrechtlichen Folgen begleitet?“

Der Graf hob den Kopf.

„Wie meinst du das, Hermance?“

„Nun, ich meine, ob Kabe-Christoph dadurch vielleicht seiner Erbprinzipale verlustig ginge.“

„Nun, selbstverständlich nicht. Dazu würde ein Vergehen gehören, das die Abkennung der bürgerlichen Ehrenrechte nach sich zog.“

Die junge Frau hob die schmale Oberlippe, daß die weißen Zähne für einen Augenblick lang aufglänzten.

„Schade! Ja, meiner und einer ganzen Anzahl verwandter Familien ist diese Frage seit altersher durch Hausgesetz geregelt. Sie entsinne mich noch genau der Formel: „Aber seine Ehre vertritt und wird doch durch diesen Verfall überführt, soll aus dem Hause gelassen werden und sein Anrecht auf sein Erbe haben!“ Also da bleibt für euch nur der zweite Ausweg, ihn möglich weit fortzuschaffen. Du wirst ihn dabei nicht zu hart ansetzen, den armen Jungen, nicht wahr, lieber Heinz, und vielleicht erzieht du durch Güte mehr als durch Strenge. Vielleicht willigt er ein, allen seinen Ansprüchen freiwillig zu entsagen, wenn du ihm liebste, aber nachdrücklich klar machst, daß er sonst auf seine Unterthänigkeit zu rechnen hat. Denn, nicht wahr, ich bin doch recht berichtigt: Sein Bestium Dombina ist mit Schulden überlastet, und er lebt sozusagen von eurer Gnade?“

Der Graf hatte das eine Ende seines lang ausgezogenen Schnurrastens zwischen die Finger geklemmt und sah seine Frau aus halb zusammengekniffenen Augen forschend an.

„Ist das dein Ernst, Hermance?“

„Sie trat zu ihm und legte die Hand auf seinen Arm.“

„Zweifelst du, lieber Heinz? Du demüthigst die armen Jungen, aber ich sehe natürlich auf eurer Seite. Und, nicht wahr, wenn er den Verzicht erst unterschrieben hat, dann braucht ihr ihn doch nicht nach Südamerika zu schicken? In den sicheren Tod sozusagen, sondern könnt ihr ruhig weiterleben lassen? In Amerika oder sonstwo. Möglicherweise viel Wasser durchzuwaten und einen weiten Weg, so daß ihn von seinen Standesgenossen so leicht keiner zu sehen kriegt. Aber sei nachsichtig, lieber Heinz, und laß den Verzicht von einem Notar beglaubigen. Sonst gilt er vielleicht nicht. Eure Gehehe hier sind ja so komisch!“

Der Haushofmeister trat in das Zimmer und blieb neben der Tür stehen.

„Erlaucht werden verzeihen, aber der Schlitten fährt vor. Ich habe mir dabei erlaubt, den Flecksaug in die große Handtasche zu packen, damit Erlaucht sich vielleicht im Rupee umsehen können. Jetzt ist dazu keine Zeit mehr.“

Der Graf hob mit einer Irtomlich sein wolkenden Bewegung die Arme in die Höhe. Draußen, von der Auffahrtstrasse her, erklang lautes Schellengekläute.

„Ja, richtig, an Sie, Kerfioff, hatte ich gar nicht mehr gedacht. Ah, Friedrich hat ja wohl eine Station weit mitfahren und den Flecksauger mit nach Hause nehmen?“

Der Haushofmeister vernichte sich.

„Gehr wohl, Erlaucht. Ich habe schon alles angeordnet.“

„Sie sind eine Verle, Kerfioff.“ Der Graf lachte laut auf und sog die Hand seiner Frau an die Lippen. „Und sich so zu verplanden! Da muß der Bißchid um so länger werden. Also adieu, liebe Hermance, und keine Unvorsichtigkeiten während meiner Abwesenheit! Adieu, liebe Mutter, ich hoffe, die Verhandlungen in der Kanalfahrt, wegen deren man mich so krank und krank nach Berlin prengt, werden nicht zu lange dauern.“

Der Haushofmeister hatte ihm die zur Halle führende Tür geöffnet, er winkte noch einmal, heiter lächelnd, mit der Hand, und nach einer kleinen Weile erklang das Schellengekläute in der Ferne. Die beiden Frauen waren in dem Zimmer allein.

„Wie vorzüglich ich Heinz zu beherzigen verhalte. Ich bin überzeugt, der gute Kerfioff hat keine Ahnung, weshalb sein Herr so plötzlich nach Berlin fährt.“

Die alte Dame, die ihrem Sohne bis zur Tür das Geleit gegeben hatte, lehnte wieder um.

„In der Selbstberichtigung dürfte Heinz wohl von dir einiges gelernt haben. Ich bewundere dich geradezu, liebe Hermance!“

ollen.
Hier blüht noch eine völlig unerschlossene Oel- und Fettquelle, die es gilt, praktisch ergiebig zu machen. In den Laboratorien der Biologen beschäftigt man sich schon seit Jahren mit diesem Pflanzen, die wohl nicht ohne das Eisen kochen, dessen Fundort die Wissenschaft bezeichnet hat.

Was nun die Mineralöle anbetrifft, so kommt das Erdöl (Petroleum, Steintöl) und die durch trodene Destillation aus Braunkohle, Steintöhlen, Torf und Schiefer erhaltenen Öle in Betracht, besonders die als Leuchtmaterialien Kohlenwasserstoffe, wie Petrolin, Solaröl usw.

Dabei ist zu erwähnen, daß vor allem die Delgewinnung aus Schiefer noch sehr erregt werden kann und muß. In Schweden hat man bereits während des Krieges die Delgewinnung aus Schiefer in bedeutendem Maße gesteigert. Man hat dort in so großen Mengen Alaminflöhe, daß man den vollen Bedarf an Mineralölen daraus gewinnen könnte, wenn nicht bis jetzt noch die Industrie dort sehr unvollkommen wäre, so daß die nötige Erziebigkeit der Quellen noch keineswegs erzielt werden kann.

Auch Deutschland besitzt reiche Lager von Delshiefer. Das war schon in alter Zeit bekannt. Vor mehr als 200 Jahren veröffentlichte der Kämpfalgard Reichmeister des Herzogs Friedrich L. Johanns Baubin eine Beschreibung des heilsamen Bades zu Boll, dessen Selbsttat von dem stiftenden Steintöl käme, so ihre fruchtigen Guden Chymitus Pantaleon Keller aus dem Schieferöl destilliert. Aber es mußten erst Jahrhunderte vergehen, bis man sich eingehend mit dem schädlichen Schieferöl beschäftigte. Erst der Krieg, die geistliche Schule der Notwendigkeiten, hat dies gesiegt. In der schiedigen Hochschule zu Stuttgart sind Versuche angeestellt worden, die ergaben, daß diese schädlichen Schieferlager ungemein reichhaltig sind, größer als man oben meinte.

Wenn nur der zehnte Teil, so teilte Prof. Dr. Sauer (Stuttgart) mit, der Schiefer mit einem Delgehalt von 6 bis 72 pro Zehnter abbaumfähig ist, reichte, und das kann schon mit Sicherheit angenommen werden, so verfügen wir in Württemberg über Delvorräte, die den ganzen Jahresbedarf an Holz in Deutschen Reich — sagen wir von jährlich rund 1 Million Tonnen Holz, auf zehn Jahre decken könnten. Aber die Vorräte sind sicherlich weit größer, wenn man unterirdischen, bergmännischen Betrieb ins Auge faßt.

Wir wären dann in der Lage, uns völlig unabhängig zu machen im Bezugswege von Auslande, bei wahren insbesondere Kohlenarznei in Betracht kommt. Es wird behauptet, daß dieser schädliche Delshiefer an Delgehalt wohl noch reicher ist als der berühmte schottische Delshiefer.

Wir sehen, daß es uns an Quellen wirtschaftlicher Kraft nicht mangelt; wir brauchen nur Aube, Frieden und Lust zur Arbeit, um sie fließen zu lassen.

Zeitgemäße Kochrezepte.

(Handrud verboten.)

Grüntohl mit fassen Bratwürstchen. Ein hübsch wohlriechendes Gericht bereitet man wie folgt: Zwei Pfund von den Rippen befreiten Grüntohl löst man eine Viertel-Pfund in leichtem Salzwater, gießt ihn ab, wiesgt ihn fein und laßt ihn aufzulösen in einem Pflanzenextrakt mit einer in Schieber gekneteten, mittleren Zwiebel recht weich. Dann bereitet man mit etwas Margarine oder Fett mit Wehl eine lichtbraune Einbrenne, thut den Kohl damit dicklich und reißt eine kleine Pfiste „Wastanz“ darüber. Zu den fassen Bratwürstchen vermischt man feingewogene, weingelochte Stein- oder andere Pilze mit Rümmler und Zwiebel, rührt die Masse mit Pfeffer, etwas Fett, einer eingeweichten Semmel und Salz in der Pfanne, bis sie sich von dieser löst, läßt auskühlen, formt fingerlange Würstchen davon, wendet sie in geriebenem Brot oder Semmel und brät sie von allen Seiten schön braun. Man umgibt den Kohl damit und reißt Küstertöpfchen dazu.

Braunwehl hat Wehlmehl beim Verzetzen von Gemüße. Am Gemüße aller Art rasch verziehen zu können, sollte die Hausfrau jede Woche einmal einen größeren Vorrat von Braunwehl bereiten. Dieses wird in trockener Pfanne mit dem Kartoffel unter händigen Rühren gleichmäßig ohne Fett braun gebrät und in einer Porzellanblase zum Gebrauch aufbewahrt. Mit etwas Wasser, Milch oder Fleischbrühe glatt angerührt, wird es dann den Speisen beigeigt und zuletzt erst, nach dem Ausquellen des Braunwehles, das Gemüße mit Fett oder Butter im Geschmack versehen.

Vorzügliche fassliche Sandortze aus Kartoffeln und Wehl ohne Fett zu bereiten. 1/2 Pfund geschälte Kartoffeln fein von Schalen und bereitet davon ein recht fassmüsiges Kartoffelmehl. Inzwischen vermischt man ein Eiweiß mit 50 Gramm klarem Zucker, bis beides cremartig gebunden ist, fügt den feil geschlagenen Schnee des Eiweißes bei, rührt es aus damit glatt, gibt nach und nach das feine Kartoffelmehl darunter und rührt die Masse eine halbe Stunde händig nach einer Richtung. Nach Geschmack kann man dabei Mandel-, Vanille- oder Zitronenarome beifügen. Sodann füllt man den Teig in eine ausgepolierte Springform und läßt die Torte eine

vermieden werden, da bekanntlich Kartoffelgebäd leicht zusammenfällt, und dieses muß mit einem Tuch leicht bedekt, auch nur nach und nach abtühlen. Im Geschmack ist es von echter Sandortze nicht zu unterscheiden.

Bunte Zeitung.

Der Lorbeer als Siegespflanze. (Wachse als Symbole im Altertum.) Die Bewohner des Departements Seine-et-Oise haben anlässlich der Siegesfeier am 14. Juli dem Marfchall Foch einen goldenen Lorbeerzweig überreicht. Man findet bei der einen öffentlichen Beamter dem siegreichen Beschirfer einen goldenen Lorbeerzweig über das Haupt hielt, während dieser die Huldigungen anlässlich seines Sieges entgegennahm. Der Triumphbogen des Titus zeigt den Eroberer von Jerusalem aufrecht auf seinem Wagen, während eine geflügelte Siegesgöttin den Lorbeerzweig über ihn hält. Allen nicht immer war der Lorbeer nur das Symbol des Sieges; er hatte nämlich zwei Bedeutungen, die sich nicht leicht miteinander vereinigen lassen. Sein herber Duft trug ihm die Ehre ein, Apollon, dem Gott der Kunst, als Sinnbild zu dienen. Doch da Apollon gleichzeitig der Gott der Heilkunst, der Dichtung und aller übrigen Künste war, so wurde der Lorbeer allmählich auch zum Sinnbild glücklicher Vollkommenheit, ein Sinnbild, das, seit der Erfindung der Poesie, von allen Dichtern der Welt begehrt wurde. Der Name „Baccalaureus“ erinnert an dieses Symbol. Der Kriegsgott jedoch wurde in der antiken Welt nicht mit einem Lorbeerzweig dargestellt, trotzdem verpörrn die Blätter des „Laurus nobilis“ jetzt den Inbegriff militärischen Ruhmes. Bei den alten Römern hatten noch andere Pflanzen denselben Sinn. Der Herrführer, dem nach erungerten Siege eine öffentliche Subidung dargebracht wurde, trug einen Myrtenzweig; ein Kranz aus Eichenlaub wurde jedoch dem überderrschendsten Kämpfer des Feldes gesetzt und seinen Gegner getötet hatte; dem Führer einer Armee, der eine andere, umgingelte römische Armee besiegt hatte, wurde ein Kranz aus Gräsern und Weizenblumen gependelt; endlich erhielten Führer und Soldaten, deren Rat zu einem Erfolge verholten hatte, einen Kranz aus Olivenblättern. Alle die Pflanzen haben im Laufe der Zeiten ihren ursprünglichen Sinn verloren, nur der Lorbeer ist als Ruhmesymbol geblieben, freilich nicht für militärische Erfolge allein: auch Kunst und Wissenschaft nehmen das bittere Reis des süssigen Baumes für ihre hervorragenden Leistungen in Anspruch.

Ein kräftiges Volk. Die Ausbauer der chinesischen Stalk grenzt oft an Unglaubliche. Es ist nichts Seltenes, daß sie, ohne zu rufen, 60 Kilometer mit schwerer Last zurücklegen. In einem Fall, den ein Reisender bezeugt, marschierten einige Kauf 27 Stunden hintereinander mit schweren Lasten, und am Ziel hielten sie sich so wenig ermüdet, daß sie sofort noch einen Reisten von weitem 24 Kilometer trugen.

Literatur.

Die Erde und ihre Schicksale. So selten wir heute die Erde in den Waldungen, so sicher ist ihr früheres massenhaftes Vorkommen in Deutschland verdrängt. Zahlreiche Ortsnamen sind dafür Zeugen. Ihren geschichtlichen Ruhm verdankt die Erde ganz natürlichen Eigenschaften. Ihr ungemein zähes, elastisches und fast unergängliches Holz lieferte das Material zur ältesten aller Schutzdecken, dem Schießbogen, dessen Anwendung weit über die geschichtliche Zeit zurückreicht. Schon die Bewohner der Pfahlbauten bedienten sich — wie wir den Ausgrabungen Wilhelm Högereffs in Heft 31 der „Gartenlaube“ entnehmen — dieser Waffe, die bereits in jenen Zeiten, wie die Untersuchung alter Funde ergeben hat, aus Eichenholz gefertigt war. In Deutschland war der Baum schließlich so selten geworden, daß die Fürsten, die in der Parkseite hinter dem französischen Vorbilde nicht zurückbleiben wollten, ihn mit schweren Kosten in ganzen Wagenladungen aus Italien einführen mußten. Aus dieser Zeit stammen die bezeichneten Stiche, die heute noch alte Hofgärten schmücken. Ein Teil von diesen dürfte in hohem Alter angepflanzt worden sein, denn es finden sich darunter, wie in Dessau, Bäume von 1,20 bis 1,30 Meter Umfang, die demnach über 500 Jahre zählen müssen. Mit dem Ausgang des Siedenjährigen Krieges fand der Almbus Frankreichs, und bald war mit dem Gartenstern Venotres der Luxus als Parkbaum verfallen. Die englische Gartenbaukunst wurde zur Mode, und im Gemütsblide der von ihr erlenen Anlagen, die sich an die Mithos des Waldes anlehnten, war die Erde eher eine Anglerbe als ein Schmuckstück. So wurde sie ausgerottet, und am 1800 war sie in den Gärten ebenso selten wie in Wäldern.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung, Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 98
Vertrag 4520.



